

(Nachdruck verboten).

4) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Mit sprühenden Augen und erhobener Faust stand Miffert; nichts mehr von schläfriger Trägheit war an ihm, die war abgefallen wie ein Totenhemd, der lebendige Mensch stand da mit rollendem Blut in den Adern, jede Muskel straff. In grimmiger Wildheit biß Pittchen die Zähne aufeinander und dann brüllte er: „Hal Dei Maul!“ Seine erhobene Faust sauste nieder. „Dat es för dat „Luder“ — on dat“ — wieder hob und senkte sich die Faust — „dat es för dat „Saumenfch“ — on dat — on dat — ommerstich dech noach ehs!“

Wie der Hammer auf den Ambos, so sauste die Faust nieder — hierher, dorthin — hei, waren das Schläge! Da mußten Funken sprühen und Eisen in Stücke gehn.

Kein Mensch hatte sich gerührt, starr vor Ueberraschung standen sie alle. Aber jetzt brach's los, mit Geschrei und Fluchen sprang man dem Matthes zu Hilfe. Pittchen wurde weggerissen, in eine Ecke gedrängt, wehrte er sich mit Händen und Füßen, Bänke stürzten um, Gläser klrten zu Boden — Schimpfen, Lachen, Drohen, Schreien, Stanpfen, Fluchen, Loben — da — die Thür ging auf!

Wie erschrockenes Hühnervolk in die Ackerfurche, wenn aufschreckende Schüsse knallen, so fiel es in die Stube ein mit Nausen und Rascheln und Schwirren — die Weiber! Voran eine, die anderen durch ihre üppige Fülle alle in Schatten stellend.

„Schkandal?“ rief Lucia Miffert fragend.

Entschlossen stieß sie die Vordersten beiseite, stellte sich vor ihren Mann und deckte ihn mit ihrer kräftigen Gestalt.

„Was gitt et hier?“ rief sie hell, „Nohig, Bitter! Dao haste ebbes!“ Sie teilte dem ersten, der wieder auf sie ein-drang, eine Maulschelle aus, halb scherzhaft, halb im Ernst; jedenfalls zeichneten sich alle ihre fünf Finger auf der Wange des Getroffenen ab.

„Dunnerkiel!“ Der Mann fuhr zurück und rieb sich das Gesicht.

„Stuckte“, lachte sie heiter, „dat kömmt dervon! Laacht Dommbaaten, heit wolle mir Pläster haon, Ihr Mannsbitter!“ Aus ihren schönen runden Augen sandte sie einen vollen Blick über die ganze Gesellschaft, ihre weißen Zähne blitzten, ihre Stimme überrönte allen Lärm.

„Jesses, die Mannsleid, e su ebbes! Gaha! Gaum sech wie die Kömmer — hahahaha!“

Sie wollte sich ausschütten vor Lachen; ihre gesteihten Röcke raschelten, ihr braunrotes Sonntagkleid, das sich knapp über die volle Brust spannte, frachte in allen Näthen.

„Gahahaha —!“ Wieder das Lachen. Es klang so lustig, so leichtfertig; es wirkte ansteckend, die Mäuler zogen sich breit, alle Gesichter grinsten. Die geballten Fäuste thaten sich auseinander oder versenkten sich in die Hosentaschen.

Frau Lucia erlah ihren Vorteil; wieder sandte sie einen vollen Blick umher und wiegte sich lachend in den Hüften.

Au der Thüre standen die andern Weiber zusammenge-drängt, jetzt wagten auch sie sich heran; jede packte ihren Mann unter dem Arm, die Mädchen hingen sich an die Burschen. „Danzen! Danzen!“

Wie gerufen tönte in Ferne Musik.

„Muschil! De Muschil!“

Das waren die Musstanten von Manderscheid, fünf Mann hoch kamen sie eben vom Berg herunter. Sie spielten sich selber zum Einzug was auf.

„De Muschil kömmt! Gelao de Muschil!“ Die Kinder auf der Straße stießen ein gellendes Freudengekreisch aus, pfeilgeschwind rauchten sie den Fünfen entgegen, umringten sie und begleiteten sie hüpfend und jauchzend zur Wirtshaus-thür.

Unentwegt fidelnd und blasend zogen die Musikanten in die Schenkstube; man ließ ihnen kaum Zeit, einen Trunk zu thun. Mit starken Armen schleppten die Männer die Tische auf die Straße, die Weiber rückten die Bänke längs der Wände — nun war der Tanzsaal fertig. Der schwenkende

Rheinländer hub an, auf dem engen Platz drehten sich an die dreißig Paare auf einmal.

Das war ein Stoßen, Drängen und Puffen. Jeder wurde auf die Füße getreten und trat wieder; noch keine halbe Stunde war vergangen, und die Luft war undurchdringlich von Staub, man konnte kaum sehen, durch den Dunst schimmerten die glühenden Gesichter wie rote Flecke. Man öffnete kein Fenster, nur die Thür stand offen, in dem dunkelsten Hausflur tanzten auch noch welche.

Lucia Miffert war eine begehrte Tänzerin; sie tanzte nicht leicht, man fühlte eine volle Last, aber gerade das war schön, man wußte, was man hatte, und sie verstärkte das noch, indem sie sich recht fest auf den Arm ihres Tänzers lehnte. Und dabei war sie nicht stumm wie die andern Weiber, die sich drehen ließen, immer mit dem gleichen feierlichen Ausdruck des Gesichts. Sie schwakte und lachte, ihre lustigen Augen blitzten nah in die des Tänzers, ihr warmer Atem kitzelte seine Wange; kein Wunder, daß die Männer sie immer fester und fester drückten.

Von einem Arm wänderte sie in den andern, ihre gesteihten Röcke würden schlaff, das dunkle Haar hing ihr verwirrt ins Gesicht. Ihr helles Lachen überrönte die Musik; wo sich in den Tanzpausen die Männer am dichtesten zusammenknäulten, da stand sie.

Dem Peter wurde zugefrunken: „Prost, dat Zeih soll läwen!“

Mit verdrossenem Gesicht stand er hinter der Stubenthür und folgte ihr mit den Augen. Er tanzte nicht mehr; als ein besonderes helles Lachen die Musik überschritt, hatte er mit einer heftigen Bewegung plötzlich seine Tänzerin stehen lassen, die er vorher, trotz seines lahmen Beines, mit viel Gewandtheit geschwenkt.

Die Männer tanzten mit der Cigarre im Mund, über die Schulter der Tänzerin passend; durch den undurchdringlichen Qualm bohrte Peter die Blicke — wo war sie? Mit wem tanzte sie?

Gerade jetzt schwenkte sie der Bursche, auf dessen Wange sie vorhin ihre fünf Finger abgedrückt; es schien dem Peter, als schmiege sie sich besonders fest an den, als flüsterte der ihr was Verliebtes ins Ohr.

Mit einem Satz stürzte er sich auf das Paar — rechts und links im Bewühl Puffe austeilend — nun hatte er sie erreicht. „Gif Obacht, Zeih,“ sagte er halb bittend, halb grollend, „danz net e su vill, ons Josefche schreit sons de ganz Naacht!“

„Laoh hän schreien,“ lachte sie und tanzte weiter. Sie hatte seiner nicht acht.

Verzweifelt ging er vors Haus, er konnte das da drinnen nicht mehr mit ansehen.

Auf dem Prellstein an der Ecke saß ein altes Weib mit einem fest eingewickelten Kind auf dem Schoß.

„Kömmt se noach net?“ kreischte sie Miffert entgegen, „dat Könd gitt schams ganz bla för Schreien!“

Er beugte sich über das quiekende Bündel — die Augen hatte das Sechswochen-Kind geschlossen, aber das Mäulchen stand durstig offen, klagende Laute drangen daraus hervor.

Zunster sah der Vater auf das verquollene Gesichtchen, langsam, in Gedanken, ging er dann zur Wirtshaus-thür zurück.

Er schickte einen Knaben hinein. „Saog der Lucia Miffert, se soll ehs eraustommen. Newer saoe net, wän naoch er schickt,“ schärfte er ihm ein. „Saog; et preffiert!“

Sie kam, die Wangen heiß gerötet, schnell atmend, mit wogender Brust und geöffneten Lippen. Neugierig spähte sie aus.

„Dau —?! Wat willst?“ fragte sie verwundert ihren Mann.

„Ons Josefche,“ sagte er nur vorwurfsvoll und wies mit dem Daumen nach der Ecke hinüber. Klägliches Schreien kam von dort her.

„Jesses, ons Josefche! Dat hatt ech ganz vergäh! Mein arm Josefche!“ Frau Lucia riß der alten Frau das Bündel vom Schoß, wiegte es tänzelnd hin und her, setzte sich dann auf den Prellstein, knöpfte ihre Taille auf und legte das Kind an die volle Brust.

Das hungrige Josefchen war still; sie selbst lehnte den

Kopf hintenüber an die Hauswand. Mit geblähten Nasenflügeln, schwer atmend, die Lider halb geschlossen, lauschte sie mit verzücktem Lächeln nach der Musik im Tanzsaal.

Es war noch nicht dunkel genug, Peter sah die weiße Haut schimmern, die so weich und sammetig war wie das Fell einer jungen Kaze.

Zärtlich murmelte er: „Zeih, danz ehs met mer!“
„Gären, e su gären“ flüsterte sie, schlug die Augen auf und sah ihn voll an.

„Zeih — dau Framensch — eeh — eeh sein gädig naach der“ stieß er lauter hervor zwischen zusammengepreßten Zähnen. „Saog, dattste meeh aach lieb has — Zeih, soag et!“ Sein mißtrauischer Blick glitt zwischen ihr und der Wirtshausstür hin und her.

Sie lachte so herzlich, daß das Kind wimmerte. „Nsch — Nsch — hahaha!“

„Laach net!“ Er stampfte mit dem Fuß und sah sie von unten herauf unter zusammengezogenen Brauen an.

„Jesses Maria, wat nichste för en Wisasch (Gesicht),“ sagte sie heiter. „Pittchen, eeh sein eweil e su fidel, dau wilst mer doch net dat Pläsier versumfeien (verderben)? Pittchen!“ Sie streckte die Hand aus und zog ihn zu sich heran. Ihre Augen baten. „Sei net unkommod, Pittchen, et es jao nor om en klaan Verännerung zo maachen — eeh danzen aoch met der!“

„Su komm“ drängte er, „komm!“
Er ließ ihr keine Zeit mehr; lachend schob sie der Alten das Kind in die Arme, knöpfte ihre Taille zu, schüttelte ihre Röcke und hängte sich an den Arm ihres Mannes.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Man kann unserer Zeit und unserem Deutschland jeden Vorwurf anheften, nur den einen nicht, daß man sich übermäßiger Gefühlswichtigkeit hingebe. Im Gegenteil: Die Anklage, wir seien ein Volk von Dichtern und Denkern, wird als die schwerste Beleidigung empfunden. Energie ist alles, und die Gewalt der stärkeren Muskeln — seien sie von Fleisch, Stahl oder Gold — regiert, den Humanitätsbuseligen Schlappiers zum Trotz. Wir achten nicht das Selbstbestimmungsrecht fremder Völker, sondern wir kultivieren sie mit Schnaps, Wein, Erid und Bibel. Wir vernichten unzähliges Leben, zertreten es in Not und Siechtum. Wir legen den freien Geist an die würgenden Ketten wirtschaftlicher Abhängigkeit. Wir beten zum Kleinfabrikanten und Panzerkreuzer und erstreben nur e in Ziel: so stark zu sein, um völlig richtungslos sein zu dürfen. Das thun wir alles und schämen uns nicht. Lachend säreiten wir über die Leiber und Seelen derer, die man im veralteten Deutsch der heiligen Schrift Nächste nennt, während sie für die realpolitische Betrachtung Konkurrenten, Feinde sind.

Aber mitten auf diesem Schlachtfeld tobender Gewaltsucht wächst lieblich und zart, ein schmeichelndes Wunder, eine sanfte Idylle unendlicher Liebesfestigkeit. Eine starrende Dornenheide schließt sie von dem Rauchen und Röhren der Außenwelt ab. Das ist eine Insel, auf der die Kreatur mit Schmetterlingsstaub und dem Hauch der reifen Weinbeeren beledet ist, und wo alles Sinnen und Müssen der Wesen sich darin erschöpft, das verlegliche Gespinnst aus Duft und Farbe in seiner Köstlichkeit unversehrt zu bewahren. Wer aber dennoch absichtslos oder böswillig ein Uglerschälppchen eines Mitwesens abstaubt, den trifft gemeine Schande und schwere Strafe.

Man wird dieses Eiland für die Ausgeburt eines Märchen-erzählers halten. Nein, nein! Dies Paradies blüht auf Erden, im Jahre 1900, im Deutschen Reich, ja sogar in Preußen. Unter Kanonendonner und Schneidigkeitparaden hat sich dies Land der Unschuld sein Dasein und seine Selbstständigkeit zu bewahren vermocht; es ist jene Insel mitten in unserem Reich des Brutalen, auf der man — fremde Gefühle schützt.

Eine sonderbare Rückständigkeit in unserer Kultur! Man schändet das Leben, zerstört unablässig Glück und Gesundheit, hradet den freien Geist und den stimmenden Gedanken, verfolgt Hebergengungen und foltert ganze Massen wegen des Zufalls ihrer Geburt — wo aber in einem frommen Gemüt ein kleines Gefühliches bescheiden schwebt, da hegt man es sorglich und wehrt zornvoll fremden Angriffen — mit Polizei, Strafgesetzbuch, Staatsanwalt und Gefängniswärter. Und welche dem Frevler, der das Gefühliche auch nur von Ferne mit bösem Blicke anguckt — hinein mit ihm in den Kerker, er mag bei Vöfelerbden auf harter Pritsche die Ehrfurcht vor den Gefühlichen seiner Mitmenschen lernen.

Freilich nicht alles Fühlen und Empfinden wird derart geschützt. Da sind Massen, die durchglüht sind von dem Gefühl der menschlichkeitsfeindlichen und welterhöhenden Humanität. Das ist kein schugberechtigtes Gefühl. Man höhnt und heht es, und möchte es am liebsten mit Peitsche und Pulver austreiben. Da sind die Unbächtigen der Wissenschaft, die dem ungebändigten Gedanken dienen und den Geheimnissen der Natur und des geschichtlichen

Werdens in lebenden Schauern und beglückendem Entbederstolz nachgehen. Auch dieses Gefühl, dieses Siegesbewußtsein der freien Vernunft genießt keinen Schutz und brutal zwingt man die Kinder der Forscher, mit alten Schöpfungsmärchen ihr unweises Denken zu verknüppeln. Da ist ein Poet, der in zornigen Versen seinem durch fürchtbare Frevler am heiligen Recht empörtes Gefühl austönt. Ein schuploses Gefühl! Man schleppt den Mann vor das Tribunal, behäuft den Dichter, der sein volles und reines Gefühl in hallende Worte gegossen, mit kränkenden Worten und der Autor des Schandgedichtes wird — wegen Verletzung fremder Gefühle für ein halbes Jahr dem Kerkermeister überantwortet, er, dessen tiefes Gefühl, der beleidigten Menschenwürde ein Ankläger und Rächer zu sein, mit Hohn und Schimpf gepeinigt wurde. Es ist eben kein privi-legiertes Gefühl, das für Wahrheit und Gerechtigkeit glüht! . . .

Der Prozeß gegen den „III“ und den Verfasser eines satirischen Gedichtes über das Rennefer Urteil hat nur ein gelindes, schnell sich wieder glättendes Nieseln in der öffentlichen Meinung hervorgerufen, obwohl das Verfahren wie das Urteil eine schwerste Bedrohung für das geistige Leben unseres Volkes darstellte. Das heuchlerische Getern der Heuchler in der Muderpresse hat es zuwege gebracht, daß der klare Sinn eines auch im Geiste des Kirchenschug-Paragraphe einwandfreien Gedichtes völlig verdunkelt wurde, daß das Recht des Denkens und Gestaltens ausgelöscht werden konnte. Tartuffe triumphiert: der Spiegel, den der Poet der Menschheit vorhält, ist, weil staatsgefährlich, zertrümmert. Die satte, liberale Bourgeoisie aber beugt sich feige dem Joch der Pfäfferei.

Und dabei war das Gedicht, das dem Autor eine schwere Gefängnisstrafe eingetragen hat, wenn man es an den Satiren der Literaturgeschichte mißt, außerordentlich behutsam und streng nach den Weisungen des Strafgesetzbuches dressiert. Der Verfasser hätte auch dann keine Strafe verwirkt, wenn er in der That verblödete Heberzeugungen verlegt hätte. Die göttliche Freiheit und die erhabene Rücksichtslosigkeit ist von Aristophanes bis Heine das Recht und die Pflicht der satirisch geißelnden Dichtung. In ihren Versen muß es klingen von zertrümmerten Götzen; keine Institution, kein Glauben, keine Autorität darf ihrem Ansturm entzogen werden. In der lachend höhrenden Verzerrung strahlt die Wahrheit, und in den tanzenden Freyen ringt die Befreiung und Reinigung der menschlichen Kultur. Das Starke freilich und das Gesunde vermag der Prüfung stand zu halten — nur das Niedrige, Schmutzige, Verwiltete und Morbide stirbt an dem Strafgericht ungebändigten Gelächters, und darum verfolgen seit jeher die dem Untergang Geweihten, die Welt der Lüge und der Heuchelei die großen Reingiger der spottend anfliegenden Poesie.

Den Dichter aber, der seiner Mission getreu sein will, darf keine äußerliche Schranke beengen. Frei muß er aussprechen, was er denkt und fühlt, in ungezähmten Worten und kraftvollen Bildern. Kein großer Satiriker der Vergangenheit, kein Aristophanes, Juvenal, Luther, Rabelais, Molière, Shakespeare, kein Goethe, Börner, Byron und Heine entspricht den Forderungen eines heutigen Pfaffenblattes; sie alle haben die teuersten Empfindungen der Philister und Dummen, der Aufgeblasenen und Heuchler tausendfältig verletzt, gefoltert, in den glühenden Silberstrom ihrer Leidenschaft getaucht. Welche grandiosen Echnismen hat allein Goethe in den Werken gewagt, die er selbst veröffentlichte. Und welche noch viel gewaltigeren Eingebungen satirischer Wildkraft bergen seine Nachlassschätze! Was das Goethe-Archiv in Weimar nur an Faust-Epistern zu Tage gefördert hat, genigte, um den Minister Karl Augusts dauernd in ein Gefängnis des 20. Jahrhunderts zu bringen. Niemals sind fremde Gefühle mit so genialischer Verwegenheit angegriffen worden.

Indessen der Mann des „III“ gehört gar nicht zu diesen Höllenstürmern des Humors. Er hat keine kirchliche Einrichtung, keinen Glaubenssatz angetastet, die den Gefühlichen der heutigen Menschheit, wie man sagt, teuer sind. Er hat nichts getan, als daß er die Heuchelei heiliger Empfindungen ein wenig unfaust schlug, er hat den Kontrast des ruchlosen Ehms und der frommen Begeben nach altem Brauch gemalt, er hat nicht den Kirchenglauben entweißt, sondern gerade im Gegenteil die Entweihung des Kirchenglaubens gestraft. Der Sinn seines Gedichtes war etwa:

Religion! — der Priester huldtg weishevoll dem Götterweib!
Doch der Pfaff umschlingt im Tummel einer Cassidiane Leib!

Um nicht falsche Hoffnungen der Muderpresse zu erregen: der Mann, der diese Verse schrieb, ist nicht mehr durch Gefängnis zu zähmen, weil er den Vorzug hat, längst tot zu sein, weil er in jenen besseren und freieren Zeiten lebte, da man es nur mit dem Cenfor und nicht mit dem Strafgesetz zu thun hatte. Der „III“ Poet hatte nichts anderes in seinem Gedicht zum Ausdruck gebracht, als der alte Anaplastus Grün in jenen beiden Versen. Trotzdem ward er peinlich abgeurteilt. So weit hat die schwarze Presse es gebracht, daß man nicht nur nicht die frommen Gefühle der anderen antasten darf, sondern es sogar eine Todssünde ist, die Heuchelei von Gefühlichen zu verletzen. Molière würde wegen seines Tartuffe heute auch dem § 166 verurteilt werden.

Durch das Gedicht des „III“ konnte sich kein wirklich religiöses Empfinden verletzt fühlen. Es liegt ein Tröstliches darin, daß trotzdem die Presse der Gescheiterten und Geschorenen in wüsten Lärmen ausbrach und einer Wollust des Verfolgens vertiefte, als gelte es nicht, einen Schriftsteller für einige Monate ins Gefängnis zu bringen, sondern den längst entbehrten Genuß einer Regenverbrennung — einer jungen

und hübschen Geze — zu erschaffen. Dies Geschrei aber war eine sehr unvorsichtige Selbstbeziehung. Fühlten die Frommen sich durch die Beisehung der Heuchelei verletzt, so bekamen sie sich selbst als Heuchler. Es ist keine unerfreuliche Erscheinung, daß die Wortführer einer innerlich überwundenen Weltanschauung sich derart als Lügner entlarven.

Dagegen war das Verhalten des bürgerlichen Liberalismus von einer abstoßenden Widerwärtigkeit. Man ist in der That fromm geworden. Wenn die Zeloten fluchen, so fluchen sie schnell mit. Die eigenen politischen Freunde des Dichters heuchelten eine Entrüstung gegen das Gedicht, die nicht nur ihre Mannhaftigkeit und Ehrlichkeit, sondern auch ihre Intelligenz insam bloß stellte. Man fand das Gedicht, das zu den besten Erzeugnissen der Tagesliteratur gehörte, geschmacklos, sehr geschmacklos, außerordentlich geschmacklos, und indem man die falsche Auslegung der Zeloten wider besseres Wissen unterfühlte, bedauerte man thranenselig, daß ihr Freund so verrückt gewesen, religiöse Empfindlichkeit zu verletzen. Es war eine lächerlich feige Flucht vor den erkünsteltesten Tiraden der schwarzen Presse. Das ganze Elend der fatten Bourgeoisie, die keinen zahlungsfähigen Kunden kränken will, barst in dieser Posse des Bedauerns. Wenn Zeus den liberalen Prometheus andonnert, warum er das Feuer gestohlen hat, so flukt er stehend auf die Knie und beteuert, er habe es gar nicht stehlen wollen, er habe es nur aus Versehen mitgenommen und sei bereit, es sofort dem Besitzer wiedergeben; überhaupt sei man nicht so geschmacklos, fremden Besitz anzutasten.

Es wäre schlimm um den Fortschritt der menschlichen Entwicklung bestellt, wenn dieser liberalen Bourgeoisie noch der Tempelschutz geistlicher Freiheit überlassen wäre. Der Liberalismus giebt alle seine Ideale preis, wenn es das Geschäft erfordert, und er verläßt seine eigenen Kämpfer, wenn diese einmal mit ihren Idealen ernst machen. Liebe deinen Feind; denn auch an ihm kannst du verdienen! Das ist die hochgradig getaufte Christlichkeit unseres Liberalismus, der, um fremde Gefühle aus Geschäftsinteresse zu respektieren, seines eigenen Gefühle feige verrät. — **Joc.**

Kleines Feuilleton.

b. Die Erforschung der Atmosphäre, speziell ihrer Bestandteile, machte am Ende des 18. Jahrhunderts, und dann wieder ein volles Jahrhundert später, in dem abgelassenen Jahrtausend, ungeneine Fortschritte. Professor Ramsay aus London, der zu den hervorragendsten Forschern auf diesem Gebiet gehört, betonte in dem Vortrag, den er am Freitag in der Urania hielt, daß es jetzt sowie vor 100 Jahren englische Gelehrte waren, die dem vielberufenen Landhunger ihrer Nation einen außerordentlich starken Luftstrogen an die Seite setzten. Priestley, Kutherford, Black bezeichnen die Namen, die zur Erkenntnis der Bestandteile unserer Atmosphäre geführt haben. Im wesentlichen besteht sie aus Sauerstoff und Stickstoff, zwei farblosen, durchsichtigen Gasen, wozu noch ein geringer Gehalt an Kohlensäure und Wasserdampf tritt. Vor 100 Jahren bereits behielt Cavendish, als er den Sauerstoff und Stickstoff enternete, einen kleinen Rest, der nur $\frac{1}{120}$ der ursprünglichen Menge betrug, den Cavendish jedoch nicht als ein noch unbekanntes in der Atmosphäre enthaltene Gas erkannte, sondern für zurückgebliebenen Stickstoff hielt. Er hatte damals bereits das Argon in Händen. Aber erst 1895 wurde es von Raileigh und Ramsay als ein Bestandteil der Luft erkannt, von der es etwa 1 Proz. ausmacht.

Wald darauf fand Ramsay das auf der Erde bis dahin unbekanntes Gas Helium, das seine Existenz auf der Sonne den Forschern schon lange verraten hatte, woher ja auch sein Name rührt. Ramsay stellte sein Vorkommen in vielen Mineralien fest, aus denen es durch bloßes Erhitzen gewonnen wird. Helium und Argon haben die Atomgewichte 4 und 40, und Ramsay prophezeite auf Grund gewisser chemischer Eigenschaften im Jahre 1896 auf der Versammlung der britischen Naturforscher in Canada, daß ein Gas mit ähnlichen Eigenschaften und dem Atomgewicht 20 existieren müsse. Nachdem er es überall gesucht, auf der Erde nicht nur, sondern auch in den Gestirnen, ohne es zu finden, wandte er sich wieder dem Studium der Luft zu. Die Verflüssigung derselben und ihrer Bestandteile war vor 20 Jahren den beiden französischen Chemikern Cailletet und Pictet zuerst gelungen; in den letzten Jahren hat dieselbe so große Fortschritte gemacht, daß man bequem einige Liter flüssiger Luft erhalten und aufbewahren kann. Diese neuen Methoden zur Verflüssigung der Luft im großen rühren von dem deutschen Professor Linde und dem Engländer Samsden her. Als Ramsay gemeinsam mit seinem Freunde Travers einen Liter flüssiger Luft verdampften, erhielten sie einen Rückstand, der sich als ein noch unbekanntes Gas in der Atmosphäre erwies; Ramsay nannte es Krypton (das Verborgene). Aber das gesuchte Gas war es nicht, es war vielmehr schwerer als Argon. Nunmehr untersuchte er Argon, welches er nicht für rein hielt, sondern von dem er vermutete, daß das gesuchte Gas ihm beigemischt sei, genauer. Er stellte sich ein großes Quantum Argon her und verflüssigte es, etwa 18 Liter. Als die Flüssigkeit verdampft wurde, da entwickelte sich in der That zunächst ein leichteres Gas als Argon, so daß der Forscher endlich nach jahrelanger Mühe das gesuchte Element vor sich hatte und in einem Nöhrchen sammeln konnte; er nannte es Neon (das Neue). Aber gleichzeitig erhielt er noch einen bisher unbekanntem Stoff. Als das Argon ver-

dampft war, blieb ein fester Rückstand, der sich bei der näheren Untersuchung als ein weiteres in der Luft enthaltenes Gas erwies, das schwerer ist, als die übrigen; er nannte es Xenon (das Fremde).

Damit ist die Luft erschöpft, und ihre sämtlichen Bestandteile sind uns bekannt.

Eine Frage wird sich dem Leser hier aufdrängen. Wie werden denn diese Gase als verschiedene Körper erkannt? Sie sind alle farblos und durchsichtig und haben alle im wesentlichen die gleiche Eigenschaft, nämlich mit anderen Stoffen keine chemischen Verbindungen einzugehen, so daß sie nirgends anders als in der Luft zu finden sind. Wie also erkennt man sie als verschieden?

Hierfür besitzt die moderne Chemie ein leichtes und sicheres Mittel: sie werden glühend gemacht; dann strahlen sie ein Licht aus, das für jedes Gas ein besonderes, ihm eigentümliches ist. Eine elektrische Entladung durch das Gas geführt bringt es zum Leuchten. Herr Ramsay führte das vor, und auch ohne spektrale Zerlegung des Lichtes konnte jedermann an der Farbe des Lichtes erkennen, daß man hier tatsächlich verschiedene Stoffe vor sich hatte.

So hat uns denn das 19. Jahrhundert kurz vor seinem Ende die Luftkugel der Erde in ihren Einzelheiten entzweigelt. —

Musik.

Br. Moriz Maher-Mahr, der am 2. Jänner im Beethoven-Saal ein Konzert veranstaltet hatte, verdient Anerkennung für die Selbstverleugnung, mit der er im Programm hinter seinen Mitwirkenden zurücktrat, und es wird über ihn als Pianisten erst nach seinem demnächstigen „Klavierabend“ zu urteilen sein. Das Hauptinteresse seines ersten Konzerts nahm Professor Hermann Ritter aus Würzburg mit seiner fünfseitigen Altgeige (viola alta) in Anspruch, auf der er mit dem Konzertgeber zwei Sonaten, eine in F-moll von Rubinstein und eine in G-moll von Philipp Scharwenka, vortrug.

Es ist ein Wagnis, über Rittes Altgeige zu sprechen, da er, eine sehr freie Natur, in seinen bisherigen Veröffentlichungen Donnerkeile gegen alles schleudert, was nicht wie Anerkennung seiner Erfindung klingt, und man sich also in die Flugbahn seiner Geschosse begiebt. Doch ist es Pflicht, der Wahrheit ohne Scheu zu dienen. Ritters Altion zur „Weiterentwicklung der Streichinstrumente“ zerfällt in drei Teile, die keinen notwendigen Zusammenhang mit einander haben, also einzeln zu betrachten sind. Erstens hat er den Körper des gewöhnlich „Bratsche“ genannten Instruments vergrößert; 2. hat er seiner so entstandenen „Altgeige“ eine Saite mehr gegeben; und 3. will er auch das Violoncello und die Geige mit einer solchen fünften Saite beglücken.

Zu 1. sagt er: Die Bratsche steht eine Quinte tiefer als die Geige; folglich müßte sie sich in ihren Abmessungen zur Geige ebenso verhalten wie zwei gleich beschaffene und gleich gespannte Saiten, von denen die eine den Grundton und die andere die Quinte giebt, d. h. wie 8 : 2. Unsere Bratsche ist aber nur wenig größer als die Geige. Deshalb befriedigt ihr Ton nicht. Nun brauchte aber ihrer Ton Lage wegen die Bratsche überhaupt nicht größer zu sein als die Geige; denn ihre drei oberen Saiten stimmen mit den drei unteren der Geige überein, und für ihren tiefsten Ton o bekommt sie eine zweite, stärker überspannte Saite, die ebenso bei gleicher Länge eine Quinte tiefer als das überspannte Violin-g klingen kann, wie die starke d'-Saite beider Instrumente um so viel tiefer als die dünnere a'-Saite klingt. Man baut also überhaupt die Bratsche nicht ihrer tieferen Lage wegen größer als die Geige; sondern weil man von ihr zugleich auch eine andere Klangfarbe wünscht. Wie viel Vergrößerung des Körpers hierzu nötig oder ausreichend ist, kann nicht berechnet werden, sondern ist Gegenstand des Experiments. Ritter hat aber auch sein Instrument gar nicht nach dem angeblich maßgebenden Verhältnis vergrößert, sondern nur im Verhältnis von ca. 32 : 43 (statt 48). Es klingt aber frappant, wie das Cello in höheren Lagen, nur schwächer, während eine gute Bratsche von einem vorzüglichen Musiker gespielt (man vergegenwärtige sich Oskar Nedbal vom böhmischen Quartett) einen mächtigen und sehr eigenartigen Ton hat.

2. und 3. lassen sich zusammen erledigen. Da die modernen Komponisten viel mehr als die älteren die höchsten Lagen der Streichinstrumente in Anspruch nehmen, diese aber un bequem spielbar sind und gequält klingen, so soll jedem Instrumente eine fünfte Saite zugelegt werden: dem Kontrabaß nach der Tiefe in Kontra-o (das belläufig in Beethoven'schen Partituren mehrfach vorkommt), den anderen nach oben, und zwar dem Cello (warum?) nur um eine Quart [d], der Bratsche und der Geige um eine Quinte [e" bzw. h"] höher als ihre bisherige höchste Saite.

Diese Wohlthat ist illusorisch. Die Tondichter wollen vermutlich nicht bloß die Höhe, sondern auch den Klang der Töne, die sie vorschreiben; und wenn die Instrumente fünf Töne höher hinauf reichen, wird auch dieser Tonumfang bald ebenso wie jetzt der bisherige ausgenutzt werden. Am ehesten würde — vom Kontrabaß abgesehen, den die Kontra-o-Seite nicht hindern würde, — das Cello die flüchtige Saite vortragen, da der Cellist fünf Finger zum Greifen benutzen und mit der Hand völlig über das Griffbrett gehen kann. Für die Geige würde sie der Tod ihrer jetzigen Beweglichkeit sein. Ein näheres Zusammenlegen der Saiten ist nicht möglich; und die Verbreiterung des Griffbretts würde das Spiel auf der g-Seite enorm erschweren (es oder gar o

in der ersten Lage, bei Recordgriffen, würde nicht mehr erreichbar sein). —

Die Scharwenka-Sonate, ein gefangreiches, wohlklingendes Solo für die Violine, wurde vortrefflich zu Gehör gebracht. Auch mit zwei Liedern des Komponisten, die der Igl. Kammerjänger Paul Dulf vortrug, hatte er so viel Erfolg, daß er wiederholt persönlich erscheinen mußte. An dem Dulf'schen forcierten Sprechgesange ist nur die vortreffliche Aussprache sympathisch. —

Ein „französisches Konzert“ von Ch. M. Bidor und J. Philipp führte uns am 4. in die Philharmonie. Der erstere dirigierte seine Sinfonie in E-moll für Orgel und Orchester. Es verdient Nachahmung, wenn ein Werk einen ausprechbaren Gedanken hat, ihm wie hier auf dem Programm eine Erläuterung beizugeben. Das feinstimmige, formgewandte und brillant instrumentierte Werk fesselte durchweg. Es wurde von den Philharmonikern mit Begeisterung und gewohnter Sicherheit interpretiert. Auch in dem folgenden Klavier-Konzert mit Orchester zeigte sich Bidor als ein würdiges Mitglied jener Schule, über der noch immer der Geist und — das Wissen eines Cherubini schwebt. J. Philipp spielte dasselbe, man darf wohl sagen: vollendet. Ebenso viel Lob verdient er für den Vortrag einer Phantasie von Emile Bernard. Aber die Komposition gehört zu jenen, die ebenso gut eine halbe Stunde früher aufhören, wie noch zwei oder drei Tage weiter dauern können: eine Freiheit der Meinanderreichung beziehungsloser, einzeln ganz angenehm klingender, aber kaum je sich über die allgemeine Phrase erhebender Bruchstücke, wie sie selbst der „Phantasie“, wenn sie eine künstlerische Form sein will, nicht zu verstaten ist. — Bm.

Aus dem Pflanzenleben.

— Australische Salzgräser in Kalifornien. Während einer längeren Reihe von Jahren hat man auf der Kalifornischen landwirtschaftlichen Versuchstation einige Versuche über die Anpassungsfähigkeit der australischen Salzweide (*Atriplex semibaccata*) an das Klima und den Boden Kaliforniens vorgenommen. Es scheint, wie der „Globe“ mitteilt, daß die Pflanze auf streng alkalischem Boden gedeiht, daß sie sich zu Weidewäldern und zur Futtergewinnung gut eignet und daß sie sogar auf nicht alkalischem, hochgelegenen Boden fortkommt, wo Brunnen erst in 60 Meter Tiefe Wasser geben und die jährliche Regenhöhe weniger als 125 Millimeter beträgt. Das Salzgras kann zu schwere Sommerregen nicht vertragen, ebenso wenig feuchte Luft; es dürrte sich daher besonders zur Anpflanzung in Wüsten und Einöden mit alkalischem Boden eignen. —

Meteorologisches.

— Von einer seltenen Naturerscheinung berichtet das „Neue Wiener Tagblatt“: „Am sogenannten Kalenderweg auf dem Liechtenstein bei Wödling in Niederösterreich gab es Sonntags, am Silvestertage, in den ersten Morgenstunden, einen heftigen Schneefall. Der Schnee aber, der zur Erde fiel, war von einer ganz besonderen Art, schwarz geprenkelt, wie wenn man einen Saab Mohu auf diesen Schnee ausgeschüttet hätte. Und als dieser Schnee zur Erde gefallen war, wurden diese Millionen schwarzer Pünktchen lebendig und hüpfen und sprangen munter einher. Ein Bürger von Wödling, der gegen 10 Uhr vormittags den Kalenderweg passierte und diesen „hüpfenden schwarzen Schnee“ sah, nahm einen Ballen davon in ein Tuch und überbrachte dieses „Naturwunder“ Professor Gaumersdorfer in Wödling, der sofort erkannte, daß er es hier mit „Gletscherflöhen“ zu thun habe. Der Gletscherfloh (*Desoria glacialis* Nic.) ist eine von Dejar auf dem Macgletscher entdeckte Art von Springflöhen; er lebt unter den Steinen der Moränen und an Felsen bis zu 3000 Meter Höhe. Er ist schwarz, viel kleiner als ein gewöhnlicher Floh, jedoch ganz harmlos, das heißt ohne die belamten Flohmarken. Man findet ihn auf der Montblanc-Gruppe, auf dem Monte Rosa und am ameren Karhorn in großen Schwärmen, auf anderen Bergspitzen der Alpen mitunter ebenfalls, wenn auch nicht in solchen Mengen. Gaumersdorfer erklärt nun mit aller Bestimmtheit, daß die bei Wödling gefundenen Gletscherflöhe aus dem Alpengebiete, und zwar aus der Montblanc-Gruppe durch einen Schneesturm auf den Liechtenstein verschlagen worden sind. Das Studium der Luftbewegungen der letzten Tage wird wohl die Annahme bestätigen. —

Humoristisches.

— Vom Mund genommen. Eine Dame kommt aufgereggt und atemlos, gerade als sich der Zug in Bewegung setzt, auf die Station. In ihrer Aufregung haßt sie vergebens nach Atem und Worten, um ihrem Karger Ausdruck zu verleihen. In diesem Moment stürzt auch ein ältester Herr schweißtriefend und keuchend auf den Perron. „Hät' s jetzt nicht noch eine Minute warten können“ — ruft er, dem abfahrenden Zuge nachblickend und seinen Handteller wütend auf den Boden schleudernd — „die Kaleschbande, die elende!“

Dame (erfreut): „O, ich danke Ihnen sehr, gerade das wollt' ich eben selbst sagen!“ —

— Unverfroren. Sammlerin (zum Radfahrer, der beim Sturz in eine Gartenwirtschaft fliegt): „Bitte mein Herr, für die Musik!“ —

— Zeitgemäß. Lehrer (das vierte Gebot erklärend): „... Später werden die Kinder groß und verlassen das elterliche Haus. Aber auch dann müssen sie ihre Eltern noch ehren... In welcher Weise kann das wohl dann noch geschehen?“ —

Schülerin: „Man schickt ihnen eine Ansichtskarte“ („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Das Berliner Opernhaus soll, wie der „B. Z.-M.“ erfährt, vom Frühjahr 1901 ab auf mindestens ein Jahr zum Zweck eines völligen Umbaus geschlossen werden; die Opernbühne bei Kroll soll interimistisch an seine Stelle treten. Hieran knüpfen sich Zukunftspläne, die sich in erster Linie auf die Errichtung eines „Königlichen Wagnertheaters“ in Berlin und auf die Erweiterung des Neuen Operntheaters (Kroll) zu einer „Volksbühne“, in der für vollständige Preise Musikaufführungen guter Werke veranstaltet werden sollen, richten. Die Verwirklichung dieser Projekte würde alsdann die Verwendung des umgebauten Opernhauses für die Spieloper und das klassische Drama großen Stils und endlich die Umwandlung des Schauspielhauses zu einer Lustspielbühne nach sich ziehen. — Abwarten! —

— Die Knaus-Ausstellung im Akademiegebäude wird am 12. Januar eröffnet. Sie wird über hundert Originalgemälde von Knaus aus allen Perioden seines Schaffens vereinigen, ferner etwa zweihundert Zeichnungen. —

— Der Maler Paul Meyerheim ist zum Mitgliede des Senats der Akademie der Künste als Nachfolger Wilhelm Amberg's gewählt worden. Im April d. J. wird eine Ausstellung seiner Werke im Akademiegebäude veranstaltet. —

— Ein Orienthandelsmuseum wird im Laufe des Januar zu Berlin im Hauptgebäude des Lehrers Bahnhofs eröffnet werden. Das Museum wird offizielle, im Auftrage der betreffenden Regierungen zusammengestellte Sammlungen der Landesergewinnung der Türkei, von Griechenland, Serbien, Bulgarien und Rumänien sowie dauernde Musterausstellungen von Privatansichtlern umfassen. —

— Karl Neufeld wird am 12. Januar im Architektenhause einen öffentlichen Vortrag über seine Erlebnisse halten, der durch originalphotographische Aufnahmen und Momentbilder illustriert werden soll. —

— Agnes Sorma wird in Paris während der Weltausstellung nicht spielen, sondern erst im Mai 1901 zu einem längeren Gastspiel dorthin zurückkehren. Im April gastiert sie im Lessing-Theater zu Berlin; sie erhält für den Abend 1200 M., mit der Leitung des Hamburger Stadt-Theaters hat sie für 1901, 1902 und 1903 je 20 Vorstellungen abgeschlossen, und zwar gegen ein Honorar von 72 000 M. —

— Richard Heuberger hat eine neue Operette „Der Sechshundert-Jug“ geschrieben, deren Libretto Léon und Stein nach Meilhac's „Dorocée“ verfaßt haben. —

— Max Halbe hat die „Jugend“ ins Protestantische überseht, um durch Wegfall alles dessen, was für den katholischen Merus anstößig ist, die Aufführung im Wiener Deutschen Volkstheater möglich zu machen. Der Dramaturg dieses Theaters ist der frühere Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung“ Zellner. —

— Hermann Vahrs Wiener Stück „Das Mädi“ gelangt im Februar am Wiener Deutschen Volkstheater zur Aufführung. —

— Eine neue Operette: „Die Diva“, hat Charles Weinberger in Wien vollendet. Das Textbuch stammt von Bernhard Wachbinder. —

— Die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien hat für das Jahr 1900 einen Kompositionspreis im Betrage von 1000 fl. ausgeschrieben für die beste Komposition einer Oper, eines Oratoriums, einer Kantate, Sinfonie, Sonate oder eines Konzertes, die bis zum 15. September 1900 an die Direktion der Gesellschaft der Musikfreunde eingesendet wird. Bewerbungsberechtigt sind alle Tonsetzer, die, gleichviel in welchem Fache, dem Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien angehören oder innerhalb der dem Tage der Ausschreibung vorangegangenen zehn Jahre angehört haben. —

— Elain Pascha ist von Wien nach Kairo abgereist, um eine Expedition zur Erforschung und wirtschaftlichen Ausbeutung des Sudans, die von Naturforschern, Geologen, Ingenieuren, Landwirten und Industriellen gebildet ist, zu leiten. —

— Der nächste deutsche Arztetag findet am 22. und 23. Juni ds. Js. in Freiburg i. Br. statt. Als Verhandlungsgegenstände sind die Sonderheime für Genußlose und die Bedeutung der Samariter-Bereine, Rettungs-Gesellschaften und verwandter Einrichtungen für den Arztstand in Aussicht genommen. —